
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 254. Bromberg, den 4. November 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens

von Barbra Ring.

Urheberschutz für (Copyright by) Georg Müller Verlag in München.

(Nachdruck verboten.)

Inserat 286.

Der Wind heulte und sauste in den alten Kirschbäumen des Pfarrhausgartens. Er wirbelte über die Äcker, daß das Korn sich bog und in der Nachmittagssonne wie blaßgelbe Seide glänzte.

Er fuhr in die Gartentür hinein und blies die klaren heimgewebten Gardinen wie geblähte Segel weit in die Stube hinein, so daß sie an den beiden Schaukelstühlen mit dem gestickten Längsstreifen hängenblieben. Er rannte quer durch das Gartenzimmer in des Pfarrers Studierstube hinein, wo er lose Papiere vom Schreibtische hob und sie im Ringtanz auf dem Boden umherwirbeln ließ.

Im Birkenwäldchen schwenkte er die langen Hängezweige und bog die jüngsten Baumwipfel, und auf der Landstraße schleppte er Wolken von Staub hinter sich her.

Nur am Teich war's still. Immer. Der Teich lag dort, wo der Birkenwald aufhört und der Tannenwald anfängt.

Ringsherum stand das Gras dick und grün und saftig, wenn anderswo der Rasen schon längst abgesengt war.

Die Insekten flogen mit kleinen Knallen gegen die Oberfläche des Wassers und machten Kringel darin. Es sah aus, als fielen Regentropfen. Libellen fuhren aus und ein zwischen den Gräsern und Fuchsschwänzen, erst rasend nach der einen Richtung, — dann machten sie plötzlich kehrt und sausten geschäftig nach der anderen.

Vom Grunde des Wassers wuchs dichtes Gras, kurz und braungrün moosig bis dicht an die Oberfläche hinauf. An einer Stelle war der Teich schwarz und glatt wie Seide, da war es am tiefsten, manche sagten bodenlos.

Im Gras saßen zwei.

Sitzen tat eigentlich nur die eine. Ein kleines altes Hutzelweibchen mit grünlich grauem, straff zurückgekämmtem Haar, das dünne Zöpfchen hinten zusammengezwirbelt zu einer kleinen Walnuß.

Ganz unten auf ihrer flachen Nase hing Herrn Pastors abgelegte Brille. Einfassung und Stangen waren vielfach kaputt und mit schwarzen Wollfäden umwickelt. Die Brille war schließlich ganz unten an der Nase hängengeblieben, eher fand sie keinen Halt.

Im Schoß hatte sie einen Brief, und ein rot aufgesprungener Zeigefinger mit einem Klumpen an der Spitze und einer Andeutung von Nagel rückte langsam von Wort zu Wort.

Bei einem Worte blieb er lange stehen.

Da keilte sich unter den Arm, der den Brief hielt, ein braunes Köpfchen mit zwei dicken Zöpfen, die um den Kopf gelegt waren und wieder zurück, so daß sie sich unten im Nacken, wo sie anfingen, wieder begegneten. Ein kleiner brauner Finger kam neben dem roten auf das Papier und zeigte.

„Vieljährige steht da, Maren. Viel—jäh ri—ge. Und hinterher steht Praxis. Das bedeutet alles, was ich kann", sagte eine warme junge Stimme. Der Kopf mit den dicken Zöpfen wandte sich nach dem alten Gesicht um und lachte mit zwei munteren grauen Augen und breiten weißen Zähnen in einem braunen Zigeunergesichtchen.

„Ist das nicht einfach schneidig, Maren? Gerade wie in der Zeitung? Genau solche stehen immer massenhaft hinten in der Sonntagszeitung. Und es ist doch gar keine Mogelei dabei, Maren. Habe ich nicht den Jungens ihre Strümpfe gestopft und Vaters Unterhosen geflickt und dir im Hause geholfen, wenn es dir zu toll wurde, mein lebelang. Und melken kann ich auch, daß es 'ne Art hat, und die Pferde besorgen, wenn Not am Mann ist. Und das Schaf, das ich geschoren hab', war auch gar nicht so übel, Maren. Bloß ein paar ganz kleine Ratsche ins Fell, und das kam auch bloß, weil es mich so wütend auf den Bauch trat. Ich kann also sehr gut vieljährige Praxis sagen, siehst du wohl."

Maren sagte gar nichts. Der rote Zeigefinger rückte weiter vor, Linie für Linie. Und die jungen Augen folgten eifrig. „Vielleicht sollte ich meine ganze Weisheit herbeten? Meinst du, Maren? In der Zeitung pflegt das ja nicht zu stehen, aber bei einem Stellengesuch gehört es vielleicht mit dazu. Was, Maren?"

„Hm", sagte Maren und griff an die Brille. Sie schob sie hoch, aber sie fand keinen Halt und rutschte wieder auf die Nasenspitze herab.

„Hm", sagte sie wieder und guckte mit kleinen scharfen, blauen Augen über die Brillengläser. Marens Sprache war ein Gemisch aus Platt und Gebildet. „Nee, Kind, ick hemw dat all seggt. Dat's keen gode Sak, so hinner din Vadder sin Rücken. Was wird de Pastor sagen, wenn er das mal hört. Nett fünsch wird er wern, wenn du ihn all das dumme Tüg beichten mußt."

Sie faltete das Papier zusammen. „Nee, min Deern, dazu is mich mein Zeit zu kostbar, da will ich nix mit zu tun haben."

„Quatsch", sagte Petra direkt in Marens großes viereckiges Ohr hinein. „Schreiben tu ich doch. Aber vielleicht mache ich heute abend noch ein neues. Dann komme ich zu dir und lese es dir vor."

Und ein fester Arm kam um Marens dünnen, schiefen Rücken herum, während der braune Kopf in ihren Schoß rutschte und das ganze kleine, solid gebaute Persönchen in

dem engen, verwaschenen Kattunkleid sich reckte, daß die Füße bis ans Wasser kamen.

„Weg mit die Beene."

Maren packte sie und zog sie ein Stückchen hoch, um die Schuhe zu retten.

„Sei mal ein Weilchen still, Maren."

Und zwei klare Augen guckten in den Himmel hinauf.

„Meinst du mir?" fragte Maren ironisch.

„Siehst du die Wolke da, Maren? Nein, nicht die. Die, ja. Hat die nicht genau so'n Gesicht wie der Bischof? Nicht unsrer, nein, der andere, der mir damals Gänsebraten gab und der unsere Bibel haben wollte. Das war schneidig vom Vater, daß er einfach nein sagte. Jedesmal, wenn ich was von „heimischem Herd" lese, dann denke ich an unsere Bibel, Maren, wo wir alle miteinander aufgeschrieben sind von unserer Geburt an bis zum Begrabenwerden. Sag' mal, Maren, findest du, ich sollte schreiben „gesetztes und angenehmes Wesen"? Das mögen die Leute gern. Das steht so oft in den Annoncen. Soll ich?"

Maren streichelte mit ihrer runzligen Hand Petras Stirn und Haare, die über dem linken Auge in einem lustigen Wirbel wuchsen.

„Ick glöw, dat is dat beste, du seggst nicht toveel von all sowatt, min Deern. De schullten di blot mol sehn, de Lüt, denn wullten se di woll hebben."

„Meinst du wirklich, Maren?"

Das ganze kleine, blaue Persönchen fuhr vor Eifer in die Höhe.

„Hätte ich bloß Geld, dann könnte ich selber hinreisen. Ach, das ist ja wahr, ich weiß ja gar nicht, wo es ist, es steht ja bloß da „E. T. 286". Aber meine Photographie könnte ich hinschicken. Du, das wäre was, Maren, ja? Das Dumme ist bloß, ich habe nur die vom vorigen Jahre mit dem kurzen Kleid. Und den Mund von einem Ohre zum andern. Und ein Auge nach Osten und eins nach Westen; denn der Mensch murkelte so gräßlich lange an mir herum, daß kein Gedanke an Stillehalten war. Und dabei war er so urkomisch, daß ich jedesmal lachen mußte, wenn er auf mich loskam und mir alle zehn Nägel in den Dötz krallte, um mich nach links oder rechts zu schubsen."

„Ja, ja", grunzte Maren. „Das Stillehalten, das fällt dich bannig swer, min lütt Deern. Kannst nicht bloß einmal 'n büschen stillhalten, Petra? Nu is aber Zeit für mir, ich muß jetzt fix an'n Ambrot gehn."

„Ach bleib noch ein bißchen sitzen, Maren. Die andern kommen ja noch nicht. Hier am Teich ist das gemütlichste Plätzchen auf dem ganzen Pfarrhof. Und dann mag ich so furchtbar gern mit dem Kopf in deinem Schoß liegen. Manchmal mag man gern ganz klein sein — du, nicht?"

Und Petras Arme hielten Maren wie Schrauben fest. Ein Weilchen war es still. Petra sah zu den weißen, welligen Wölkchen hinauf, die eilig an dem blauen Sommerhimmel dahinsegelten.

Plötzlich ging eine Wolke über ihr glühendes Gesichtchen. „Du, sag' mal, Maren. Bin ich ein leichtsinniges Frauenzimmer?"

„Mein Gott, Deern, wat fällt di ein. Wie kommst du man auf so'n dummes Tüg. Ein leichtsinniges Frauenzimmer, das is ein Kind Babels, mein kleines Feldmaus."

„Sieh mal, Maren, ich kann nicht traurig sein. Nicht so ganz richtig traurig. Damals, als wir erfuhren, daß Vater niemals wieder würde sehen können und daß wir den Abschied nehmen müßten und von hier wegziehen, da war ich so unglücklich, daß ich dachte, ich müßte dran sterben. Den ganzen Tag. Und die ganze Nacht auch noch. In der Nacht am meisten. Ich weinte und weinte in eins weg und schlief kein bißchen. Oder doch nur ein ganz klein bißchen. Sag' mal, Maren, warum ist im Dunkeln alles soviel schlimmer? Soviel größer. Wenigstens alles Böse und Eklige. Wenn du dir zum Beispiel eine Hummel denkst, nicht wahr, dann würde die nachts gleichsam zu einem großen Bären mit zottigen Hosen werden. Weißt du, wie ich's meine? Sag' mal, Maren, hast du schon mal vergessen, abends, nachdem du gebetet hast, die Hände wieder auseinanderzunehmen? Wenn du es denn nachher im Schlaf tun willst, ist es genau, als wären deine Finger so groß und dick wie Häuser und hingen zusammen wie Schafwolle. Hast du das schon mal gefühlt, Maren?"

Maren schüttelte den Kopf.

„Nee, Kind, dazu bin ich zu müde. Ich slaf lieber. Davor sorgt ihr allemal, du und die Jungs."

„Das war die schlimmste Nacht, die ich erlebt habe", fuhr Petra fort. „Aber sieh mal, am andern Tage da schien die Sonne so fein. Und da fand ich trotz allem das Leben so herrlich. Aber das war doch gewiß entsetzlich von mir, nicht? Wenn man so sein kann, muß man ja leichtsinnig sein, nicht wahr, Maren?

Man kann sich doch nicht in einer einzigen Nacht leer weinen? Wenigstens kann die Stadt-Petra einen ganzen Sommer lang jeden Tag Stricke weinen, wenn sie unglücklich ist. Na, die wird sich in der Pension was Nettes zurechtheulen. Wenn sie nicht mal dich hat zum Mutmachen und bloß französische Mädels zum Schnack. Die heult sicher alle Woche ein Litermaß voll."

„Nu is doch aber allens wunderschön, mein klein Feldmaus", sagte Maren feierlich und streichelte Petras Kopf, so daß die Haare an ihrer aufgesprungenen Hand hängenblieben und Petra ziepten. „Nu mußt du aber auch unsern lieben Herrgott lobpreisen, vor all sein Freundlichkeit. Ich mein auch man bloß, du hättst lieber selber bei dein guten Vadder bleiben sollen un mich olle Haut nausschmeißen."

„So, das glaubst du woll?" Petra fuhr in die Höhe und schüttelte die Alte, daß die Brille hoppste.

„Gehörst du etwa nicht zu uns? Hast du nicht geschimpft und begrummt und gezetert, um aus den Jungens und mir was Anständiges zu machen? Und bist unser Lebelang Mutter und fast auch Vater für uns gewesen? Übrigens, du, Maren", kam es schalkhaft, „so unglaublich lieb bist du eigentlich erst, seit alles bei uns so traurig wurde.

Und wie sollte wohl Vater ohne dich fertig werden, Maren. Er muß doch jemand haben, der ihm immer recht, recht lange zuhören kann, ohne immer gleich wieder auszurücken. Und der ihn strammhalten kann in Geldsachen und all solchem Zeugs, wovon er nix versteht. Siehst du, und ich muß doch auch ein bißchen Geld verdienen. Es ist ja sehr schön, daß Vater von der Gemeinde das Häuschen gekriegt hat; wenn es darauf ankommt, sind sie wirklich doll nett, Maren, wenn sie auch oft genug Hosenknöpfe in den Klingelbeutel geschmissen haben — und wenn er dich hat, dann reicht das Geld eben zu allem, selbst wenn beinah nichts da ist. Und Hermann ist doch so mächtig tüchtig. ist schon Lehrer und alles, trotzdem er noch Student ist. Und Ulf verdient ja schon auf der Werkstatt, der bringt sich also durch, bis er auf die technische Schule soll. Aber Finn, der ist nun bald dreizehn, und wenn er sein Einjähriges hat, dann muß er in die Stadt auf die Schule, das wird teuer. Der Junge hat ja keinen anderen Gedanken, als Doktor zu werden. Für Finn muß ich also Geld verdienen. Kapierst du das jetzt endlich, oder muß ich es dir zum zwanzigsten Male herbeten? Aber wenn du zu Vater oder irgendeiner Menschenseele einen Muck sagst, ehe ich die Stelle hab', dann gnade dir Gott, du alte Haut. Du, da steht: Lohn nach Qualifikation. Was ich wohl kriege, Maren?"

„Nu hör aber auf mit das Geklöhne, Kind."

Ding, dinge dang, ding, dinge dang, ding, bimmelte ein eiliges Glöckchen aufgeregt durch die Stille.

Maren fuhr hoch, schüttelte Petra ab und krabbelte auf allen vieren hoch, mit dem Hinterteil nach oben.

„Gottegott, nu bimmelt das schon. Kind, Kind, was kannst du einmal klöhnen. Zeit und alles vergißt man. Das schreib man fix in dein Abertismang."

Petra lachte ihr klingendes Gelächter.

„Du und die Vesperglocke auf Helle, ihr seid euch doch zu ähnlich. Hitzig und spritzig alle beide. Aber gut meint ihr's alle beide. Geh nur einstweilen voran, ich pirsche mich langsam nach."

Maren trottete durch das Birkenwäldchen, aber als sie an die Gartenpforte kam, hörte sie von der Landstraße her das Rollen des Korbwägelchens und beschleunigte ihre Schritte. Sie rannte den Garten hinauf mit so langen Schritten, daß sie fast flach auf der Erde lag.

Sie sauste direkt in die große Küche hinein, wo von den Wänden herunter die alten soliden Kupfergefäße blinkten, die die Pfarrfrau aus ihrem Elternhaus mitgebracht hatte. Und dünne, beulige Blechformen noch von der bescheidenen Hochzeitsausstattung des Herrn Pfarrers. Sie machte Feuer an und versank im Keller nach kalter Butter und Sahne zum Abendessen.

Petra schlenderte langsam durch das Wäldchen hinauf. Unter der alten, prächtigen Hängebirke, vor der das Waldpfädchen so hübsch ausbog, stand sie still. Sie sah hinauf in das dichte Grün mit einzelnen früh vergilbten Blättern. Und an dem rissigen Stamm in die Höhe, der nur ganz zuoberst noch weiß war. Und plötzlich wurden die Augen ernsthaft und ganz blank. „Mutter", flüsterte der junge rote Mund leise.

Bruder Finn war es, der den Einfall gehabt hatte, die alte Birke Mutter zu nennen. Vielleicht weil sie ihre Flügel ausbreitete wie eine Henne — um für recht viele Küchlein Raum zu geben, dachte Petra. Aber sie selber dachte sich bei Mutter was anderes.

Mutter, das war etwas ganz Zartes und Junges und so weit, weit fort. Was man niemals in seinem ganzen Leben kennenlernen sollte. Wonach man sich sehnte, wenn man was Trauriges erlebte.

Mutter hing drinnen im Studierzimmer über Vaters Schreibtisch mit einem grünen Kranz drumrum — das Gesicht so fein und schmal mit großen, ernsthaften Augen — wie Hermann seine. Ja, man sah es dem Bilde an, daß Mutter tot war.

Den Augen sah man es an.

Petra dachte daran, wie seltsam Vater gewesen war damals, als sie Verkleiden gespielt hatten und Hermann hereinkam mit einem weißen Schal um den Kopf. Kein Wort hatte Vater gesagt, hatte Hermann nur ganz lange angesehen, und dann hatte er seinen Hut genommen und war ausgegangen. Und dann war Maren gekommen und hatte gescholten. Sie wären eine gräuliche, herzlose Bande, die ihren armen Vater sein Leid nicht vergessen lassen wollten.

Und als Vater wieder hereinkam, hatte er —

Petra wandte plötzlich den Kopf und horchte. Ja, da kam der Wagen die Landstraße heraufgerattert.

Sie rannte seitwärts durch Buschwerk und Gestrüpp, setzte in fliegendem Galopp über den Acker, kletterte über den Zaun, stürzte kopfüber ins Dickicht, krabbelte wieder in die Höhe und stand am Straßenrand genau in dem Moment,als die beiden kleinen falben Ratten mit dem Korbwagen hinter sich dahergetrabt kamen.

Petra sprang in voller Fahrt auf das Trittbrett und schmiß sich der Länge lang über die vier Paar Beine im Wagen.

„Uff, die Feldmaus. Immer macht sie was Dummes", sagte Finn. Klein und braun und untersetzt saß er auf dem Rücksitz mit dem hellen Ärger in seinen beiden großen Augen, die so blau waren wie die Kornblumen im Felde.

„Ein wahres Wort. Immer macht sie was Dummes", sagte Ulf, der stark und breitschultrig neben Finn saß mit denselben Augen, aber blond und sommersprossig.

Hermann hielt die Zügel. Er war blaß und braun mit schmalem Gesicht und Augen wie Petras, nur daß ihre gleichsam voll von Sonnenglitzern waren und seine ernst und schweigsam. Neben ihm saß vornübergebeugt eine magere Gestalt, den weichen, schwarzen Hut tief über einen grünen Augenschirm herabgezogen, mit rundgeschnittenem grauen Bart. Das war der Pfarrer.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Von Otto Weddigen.

Glücklich sein ist eine Himmelsgabe, glücklich machen Menschenkunst.

*

Die Wahrheit wird immer nur mächtiger, wenn sie ans Kreuz geschlagen wird.

*

Auch die nackte Kunst trägt ein Gewand: das der Schönheit, durch das sie geadelt wird.

*

In der Tiefe alles Lebendigen liegt ein unauslöschlicher Hang der Selbstbehauptung.

*

Ein knappes Erbe ist leicht zu teilen, doch alte Übel sind schwer zu heilen.

Bergmannslos.

Skizze von Karl Heinz Toburg.

Martin Henner war bereits mit 17 Jahren verwaist. Nachdem sein Vater bald nach Kriegsbeginn gefallen war, oblag der Mutter die schwere Aufgabe, die mittellose Familie zu ernähren. Aber schon sechs Jahre später, als die Grippe von Haus zu Haus zog, riß auch sie der Tod aus der Mitte ihrer Kinder. Martin, dessen Lehrzeit noch nicht beendet war, wurde von der Familie seines Zimmermeisters aufgenommen, während seine Geschwister bei Verwandten Unterkunft fanden.

Als die Inflation vorüber war, ging der schon früh Gereifte auf die Wanderschaft. Einige Jahre später fand er in einem Bergwerk bei Aachen eine feste Anstellung. Er war einer der besten unter den Grubenarbeitern, aber auch einer der beliebtesten, weil sein freundliches und hilfsbereites Wesen echten Kameradschaftsgeist offenbarte. Wer mit ihm tief unter der Erde in dunklen Schächten gemeinsam wirkte, konnte sich selbst in schwierigen Fällen auf ihn verlassen.

Anders dagegen war sein Verhalten in freien Stunden, wo er gern zurückgezogen lebte und flüchtigen Beobachtern beinahe menschenscheu erschien. Nur selten fuhr er einmal nach Aachen, dessen großstädtisches Treiben ihm weniger behagte als die einsamen Wanderungen in der Umgebung seines Arbeitsortes. Daher war es eigentlich ein Wunder, daß er als Fünfundzwanzigjähriger, der bereits zum Vorarbeiter aufgerückt war, ein lebensfrohes Aachener Mädchen zur Frau begehrte.

Martin erkannte bald, daß die Ehe seiner noch recht jugendlichen Anna keine volle Befriedigung bot. Das Großstadtmädel, das als die Einzige von den zwar schlichten aber liebevollen Eltern verwöhnt worden war, konnte sich nur schwer an die Stille des kleinen Bergwerksorts und des eigenen Haushaltes, in dem sie so oft allein war, gewöhnen. Es fehlten noch der eigentliche Übergang und auch das gemeinsame Kind als Bindemittel, weshalb das Glück der ersten Ehezeit zuweilen etwas überschattet wurde. Gerade weil diese beiden Menschen sich nicht im flüchtigen Rausch, sondern in ernster Zuneigung gefunden hatten, war ihre Liebe wie die Knospe einer Rose, die zu ihrer vollen Entfaltung sehnsüchtig den wärmenden Sonnenstrahl erwartet.

Wenn Martin von Anna sich verabschiedete, um unter Tage seine gefährliche Arbeit zu verrichten, stand immer eine bange Frage in seinen Augen. Er wußte, daß er während dieser Stunden seine junge Frau mit ihren Gedanken und stillen Wünschen in dem kleinen Heim allein lassen mußte; aber er wußte nicht, wann und wie sie sich einmal restlos in ihre familiäre Aufgabe finden würde. Weil er ein Pflichtmensch war, beschäftigte ihn diese Frage an jedem Tage; nur auf der Arbeitsstätte kannte er dieses Grübeln nicht, denn hier war und blieb er der vorbildlich Schaffende, der drunten im Schacht mit seinen Kameraden in einer Welt für sich lebte.

So auch an jenem Dienstag Morgen, wo er in einem schmalen Stollenstück mit vierzehn anderen Männern von einer furchtbaren Katastrophe überrascht wurde. Ahnungslos und so alltäglich wie immer hatten die Fünfzehn ihr schweres Tagewerk aufgenommen. Die erste Förderung war in vollem Gange, lärmend arbeiteten die Schüttelrutschen und nur selten wurden einige Worte miteinander gewechselt. Plötzlich ging ein heftiges Zucken durch die Erde; ein dumpfes Rollen begleitete das unheilverkündende Beben und schon im nächsten Augenblick verkündeten zerbrechende Holzstützen und abbröckelnde Kohlenmassen die Tragweite des Unglücks.

Wie auf Kommando stand das Grauen in den Gesichtern der fünfzehn Männer — so gewaltig war die Todesahnung in Gestalt dieser Erschütterung über sie hereingebrochen. Zu spät drangen durchs Sprachrohr die Warnungssignale. Im Nu war der Schachtteil von der Außenwelt abgeschlossen . . . Fünfzehn Menschen fühlten sich einem ungewissen Schicksal preisgegeben!

Droben aber, wo die Katastrophe sogar die Bergwerksanlagen über Tage heimgesucht hatte, sandte die Detonation ihren Schreckensruf kilometerweit ins Land. Tausende, auch Anna, hatte ihn vernommen und eilten verstört zur Un-

glücksstätte, deren Sirenen durch die schwarzen Rauchschwaden gellten. Auch hier die gleiche Ungewißheit, das qualvolle Schwanken zwischen drohender Todesbotschaft und noch aufflackerndem Hoffnungsschimmer.

Bergmannslos — wer vermag deine ganze Tragik zu erfassen! Zu einer einzigen Schicksalsgemeinschaft gestaltet das Unglück droben die vielen tausend ängstlich Wartenden und drunten die mit dem Tode ringenden Männer. Unerträglich langsam zieht die Zeit an ihnen vorüber, um tiefe Furchen in ihre Herzen zu graben . . .

Im eingefallenen Stollenstück lastet auf Martin und seinen Begleitern ein beklemmender Druck. Besorgt tasten sie die eingestürzten Stellen ab und merken entsetzt, daß durch eine Lücke in der rechten Abschlußwand Brandgase eindringen. Vergebens versuchen sie, dem schleichenden Gift mit Kohlenresten den Eingang zu verwehren. Immer fühlbarer legen die Schwaden sich auf ihre schwer arbeitenden Lungen. Da hat Martin einen rettenden Einfall: alle entledigen sich ihrer Jacken und verstopfen mit diesen die gefährliche Lücke.

Und wenn auch das weitere Eindringen der Gase verhütet wurde, so blieb doch die völlige Abgeschlossenheit von der Außenwelt inmitten eines kurzen Schachtteils, von dessen niedriger Decke das Wasser tropft und dessen karge feuchte Luft von einem süßlichen, zum Erbrechen reizenden Geruch erfüllt ist. Und dann die quälende Ungewißheit und die Unmöglichkeit, sich gegenseitig Trost zu spenden! Es ist, als ob um diese fünfzehn Männer nicht nur der Stollen, sondern auch der letzte Hoffnungsstrahl verschüttet wurde.

Unsagbar langsam verrinnen die Stunden. Immer greifbarer naht das Ende. Entsetzen steht in den aschfahlen, mit Kohlenstaub überdeckten Gesichtern der Vereinsamten. Von draußen her tönen zwar zuweilen wie aus weiter Ferne Geräusche, als ob Hilfe nahen und auch zu ihnen gelangen könnte; aber jedesmal warten sie vergebens. Die meisten liegen bereits erschöpft und nur noch lallend oder stöhnend am Boden. Wie ein ganzes Jahr erscheint ihnen jede Minute! Furchtbarer als ein rascher Todeskampf wirkt dieses endlose Ringen mit dem ewigen Schnitter, der sie nur umschleicht, als möchte er es noch nicht wagen, zuzufassen.

Einem nach dem anderen schwinden die Sinne. Es wird unheimlich still in dem dunklen Schacht. Ein eisiges Grauen breitet sich über diesem drohenden Grabe aus. Und als schließlich einer der Fünfzehn sein Leben aushaucht, da werden die letzten Drei, die noch bei Besinnung sind, von wilder Verzweiflung gepackt. Aufschluchzend werfen sie sich nieder, winden wie von unsagbarem Schmerz gepeinigt ihre geschwächten Körper und graben in schlimmster Todesangst ihre arbeitsharten Hände in die Erde. Sehnsuchtsvolle Schreie nach ihren Lieben dringen durch den engen nächtlichen Raum, der so fern, so unerreichbar fern liegt von dem lockenden Leben der im letzten Herbstschmuck prangenden Welt.

Bergmannslos . . .

Da nähern sich Geräusche; diesmal stark und stärker, und schließlich vernehmbare Stimmen. Nur einer der Fünfzehn hört sie noch und gibt mit letzter Kraft Gegenzeichen, um durch sie und laute Rufe die Aufmerksamkeit auf den eingefallenen Stollen zu lenken. Dann bricht auch er erschöpft zusammen.

Wenige Stunden später fördert die Rettungsmannschaft fünfzehn Stollenarbeiter zu Tage. Einer von ihnen gehört zu den vielen, vielen Opfern dieser furchtbaren Katastrophe. Die anderen vierzehn finden Aufnahme im Krankenhause, wo erst nach und nach die Betäubung von ihnen weicht und wo ihnen die neue Umgebung wie eine Wunderwelt erscheint. —

Als Martin Henner in seinem Krankenbett die Augen aufschlägt und noch ganz benommen um sich blickt, fühlt er seine Rechte heiß umschlungen von den Händen seiner Frau. Tränen der Freude gleiten über ihr junges Antlitz, das in diesen Stunden seelischer Prüfung einen verklärenden, schmerzlich-schönen Ausdruck bekommen hat. Das große Erlebnis ihrer Ehe, unsagbar schwer erkauft, ist über sie gekommen; die Knospe der Liebe hat sich entfaltet.

„Mein Weib!“ flüstert Martin befreit. „Der Herrgott hat uns noch einmal mein Leben geschenkt!“

Beglückt beugt sich Anna zu ihm: „Und noch ein anderes, ein **werdendes** Leben, das ich seit kurzem unter meinem Herzen trage.“

Nacht überm Schacht.

Hoch droben will strahlende Sternenpracht
Laut Ewigkeit künden mit Prangen;
Tief unten stumm decket mit Bergen von Nacht
Die Erde, was längst schon vergangen.

Richard Förster.





* **„Verdoppelung von Banknoten.“** Ein gewisser Herr Knizek aus Sadova in Rumänien, saß eines Tages in einer Kneipe und wurde von einem Zigeuner angeredet, der ihn fragte, ob er nicht gerne seinen Geldvorrat verdoppelt sehen würde. Wer möchte das nicht gerne? Herr Knizek ging auf den sonderbaren Vorschlag des Zigeuners ein und stellte ihm eine 20 Lei-Note zur Verfügung. Nun galt es für den Zigeuner, seine Kunst zu zeigen. Der Zigeuner grub ein Loch in die Erde, nahm die Banknote, begoß sie mit einer Flüssigkeit ,die er als Teufelswasser bezeichnete und vergrub den Schein in der Erde. Nach drei Tagen, so behauptete Bogdad, würde sich der Geldschein verdoppeln. So lange wollte aber Knizek nicht warten und drängte bereits nach drei Stunden auf Entscheidung. Der Zigeuner versprach sein Bestes zu tun, um das Wunder in kürzester Zeit zu verbringen. Die Banknote wurde ausgegraben, und siehe da, der Zigeuner hielt zwei knisternde, garantiert echte Scheine in der Hand. Nun entschloß sich Herr Knizek, den Hokuspokus mit einer größeren Summe zu versuchen. Er realisierte so viel er konnte, pumpte alle Freunde und Bekannten an und kratzte den Betrag von 185 000 Lei in lauter 500- und 1000-Lei-Scheinen zusammen. Diesmal wurde eine große Grube ausgegraben. Nachdem die Banknoten mit dem „Teufelswasser“ bestrichen waren, verschwanden sie in der Tiefe, um sich in kürzester Zeit zu verdoppeln. Als Herr Knizek den Zigeuner nach Ablauf der vereinbarten Frist an der verabredeten Stelle nicht traf, öffnete er selbst die Grube und überzeugte sich, daß die Verwandlung sich in verkehrter Richtung vollzogen hatte. Die Banknoten hatten sich nicht nur nicht verdoppelt, sondern waren sogar verschwunden!

* **Ein grotesker Vorschlag.** Amerikanische Blätter veröffentlichen ein Inserat aus einem Lokalblatt von Manila, aus dem Bände sprechen, was die Wertschätzung der Weißen den Eingeborenen auf den Philippinen gegenüber anbetrifft. Wir geben die Anzeige kommentarlos wieder: „Gegen gute Bezahlung wird ein Eingeborener der Philippinen gesucht, der bereit ist, sich versuchsweise auf den elektrischen Stuhl zu setzen, der in Unordnung geraten ist.“

* **Goldene Zähne als Entmündigungsgrund.** Mit einer höchst eigenartigen Angelegenheit hatte sich vor kurzem der Linzer Gerichtshof zu beschäftigen. Der Sohn eines in der Nähe von Linz wohnhaften siebzigjährigen Landwirtes beantragte Entmündigung seines Vaters wegen Verschwendungssucht. Als Beweis für diese Behauptung führte der liebevolle Sprößling an, daß der alte Herr der Stiefmutter goldene Ersatzzähne anfertigen ließ, die den „Riesenbetrag“ von 250 Schilling kosteten. Die weisen Richter von Linz gaben seltsamerweise dem Sohne Recht und stellten einstimmig fest, daß der Alte sein Vermögen „sinnlos verplempere“. Denn erstens seien goldene Zähne schon an sich ein Luxus, den sich der Besitzer von nur 18 Morgen Land nicht leisten dürfe. Und schon gar nicht in einem Jahre, wo die Ernte sehr schlecht ausgefallen war. So wurde denn der Eigentümer von 18 Morgen wegen der Goldzähne seiner zweiten Frau entmündigt, eine Entscheidung, mit der die Linzer Zahnärzte nicht einverstanden sein sollen.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann** T. z o. p., beide in Bromberg.